


Nr. 253 — Bromberg, den 3. November — 1935

# Der Fabrikant Anton Beilharz

## und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.



(5. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Nach drei Tagen war der Gärtner schon fort. Der Fabrikant erkundigte sich einmal nach seiner Frau und erfuhr, das Theresle habe ein Kind, schaffte aber unmäßig mit einem alten Mann aus der Nachbarschaft, das Geschäft durchzuhalten. Und im Frühjahr wurde der Kleff als vermißt gemeldet. Das aber war schon zu einer Zeit, als das Schicksal am Ruchberghaus zu rütteln begann.

Du bist zu alt für den Krieg mit deinen Füßen, und Karl ist zu jung: so trifft es uns Gott sei Dank nicht! hatte Frau Wilhelmine im Anfang gesagt und dazu die Hände gefaltet, als sollte sie ein Tischgebet sprechen.

Als aber der vierte Kriegswinter kam, und jedes Jahr hatte sich gieriger in die Jugend hineingefressen, war ihr Mutterherz nicht mehr so gewiß. Denn der Unterprimaner Karl Beilharz war in die Länge und Breite geraten, und seine Stimme hatte bereits den männlichen Klang. Er wäre auch ohnedies für den letzten Sommer geholt worden; aber es gab im März den Zwischenfall mit der Marie, der ihn vorzeitig hinaustrieb.

Wie lange die beiden ihr Techtelmechtel schon gehabt hatten, das kam nicht heraus; jedenfalls mußte seine Schwester Elvira schon geraume Zeit davon gewußt haben, daß Karl nachts in die Kammer hinaufging, wie später ihr kundiges Tagebuch auswies. Der Herr Beilharz selber hatte seine Gedanken gehabt, wenn er seinen Sohn lachen sah; es prahlte dann etwas Häßliches um seinen Mund, das ihm fremd war; denn sonst hatte der trotzige Knabe sich eher zu einem scheuen Jüngling ausgewachsen.

Daß sie sich seit dem Mißgeschick mit dem David nicht wieder verständigt hatten, lag nicht so sehr an dem Sohn als an dem Herrn Beilharz selber, der viel zu wenig mit seinen eigenen Schwierigkeiten zurecht kam, einem andern Brücken bauen zu können. Der Lehrer Müller war übrigens gleich im ersten Sommer gefallen, nachdem er das Eiserne Kreuz hatte, und in der Schule war ein schwärmerischer Aufwand mit seinem Andenken getrieben worden, bis der Krieg wie so vieles auch das in seine Vergessenheit fraß.

Die Entdeckung der anscheinend längst gewohnheitsmäßig betriebenen Liebelei geschah durch die Frau Wilhelmine, und der Fabrikant mußte es ihrer Ahnungslosigkeit zugute halten, daß sie über den ersten Schrecken zu Fall kam. Ihr war in der Kammer etwas verdächtig gewesen, und als sie im Zorn, irgendwen zu entdecken, den Eingang mit zuviel Lärm erzwungen hatte, erwischte sie ihren eigenen Sohn bei dem Mädchen, der sich beschämt in sein Zimmer hinabschelten ließ, während Marie noch in der Nacht aus dem Haus gejagt wurde.

Sie fand übrigens Aufnahme bei einer alten Gemüsefrau in der unteren Stadt und kehrte nach einigen Tagen, als sie ihre Sachen und den rückständigen Lohn hatte abholen lassen, in ihr Dorf zurück, wo sie später einen kleinen Bauern heiratete, der mit einem verstümmelten Arm aus dem Krieg entlassen war und ihre kräftigen Hände brauchen konnte; denn die Marie war ein handfestes Stück.

Diese notgedrungene Auseinandersetzung hätte mit weniger Spektakel geschehen können, als er sich in der Nacht auf dem Ruchberg und danach in der Stadt entwickelte; aber der Fabrikant war an dem Tag nach Karlsruhe befohlen worden und fand heimgekehrt das abgespielte Theater vor. Am dritten Morgen bereits verließ der Unterprimaner das Haus, sich freiwillig zu melden.

Einmal sahen sie ihn noch wieder, bevor er ins Feld ging; und in der Uniform kam heraus, was für ein Knabengesicht er noch hatte trotz seiner langen und breiten Gestalt. Er traf am Karfreitag ein und mußte am zweiten Ostertag wieder fort; aber der Krieg hatte ihn bereits in den Krallen, und was er sprach, war Kaserne. Am Samstag mußte er mit seiner Mutter eine heftige Aussprache gehabt haben; als der Herr Beilharz zum Abendessen heraufkam, weinte sie hemmungslos, und seine Augenränder waren verwüstet, als hätte er Fieber.

Man sollte meinen, es täte dir leid! stichelte Elvira, die ein böses Kind geworden war. Der Fabrikant mußte an seinen eigenen Zorn denken, als der Sohn vor den grausam funkelnden Augen der Schwester mit der flachen Hand auf den Tisch schlug; aber er schrie sie nicht an, sondern er fing an zu weinen, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten.

Es tut mir vieles leid! sagte er danach verächtlich und wischte sein Gesicht mit der flachen Hand ab.

Als aber der Fabrikant am zweiten Ostermorgen ins Bureau hinabgegangen war, pflichtgemäß nach den Briefen zu sehen, die ihm das Fräulein Hannah auf der Post abgeholt hatte, kam der Sohn ihm dahin nach.

Hier hätte ich also auch einmal den Fabrikanten gespielt! begann er, als er in einem der beiden Ledersessel saß, und der Herr Beilharz sah seinem zuckenden Gesicht an, daß er Abschied nehmen wollte.

So wird es hoffentlich einmal sein! wollte er sagen, brachte aber kein einziges Wort hervor, weil er den Abgrund zwischen sich und dem Sohne fühlte, die seit der Eselei nebeneinander gelebt hatten, obwohl kaum noch Groll zwischen ihnen gewesen war, nur Fremdheit; und eben die fühlte der Fabrikant als seine Schuld.

Wenn es zwischen Vätern und Söhnen nicht in Ordnung ist, kann nur der Vater Schuld sein, weil er der Erfahrenere ist und also klüger hätte sein müssen! Der Fabrikant war tapfer genug, derartige Worte zu seinem Sohn zu sagen, weil er fühlte, daß der selber an diese Dinge heranwollte. Er hörte ihn auch eine Weile aufhorchend an und schien zuhören zu wollen. Aber dann wischte er gleichsam alles aus mit Händen, die nervös hin und her zuckten, ehe sie ineinandergriffen.

Nein! sagte er hart, ihr seid nicht schuld, nur schwach! Und als ob er selber über den ruhigen Mut seiner Stimme erschräke, die sich damals überschrien, jetzt aber den männlichen Klang hatte, sah er eine Weile schweigend auf den Boden, die Hände vor den Knien gefaltet, daß seine Arme wie zwei Streben strafften

Ich werde hier nicht wieder sitzen! fuhr er dann fort, und so gespannt wie seine Arme waren die Worte: Ich gehe nun in den Krieg, und ich bin zufrieden, daß es so weit ist. Ob die, die zurückkommen, ein neues Deutschland mitbringen werden, wie der David sagte und wir alle glaubten, weiß ich nicht mehr. Es sieht nicht so aus. Aber leben, wie ihr gelebt habt, können wir nicht! Jeder sitzt auf dem Fleck, wo er sich eingenistet hat, er nennt es sein Geschäft oder seinen Beruf, je nachdem. Aber er sitzt da in Angst, es möchte ihn einer verdrängen; oder er hat sich so eingesaugt wie eine Zecke und säuft sich voll. Mensch und Leben ist das nicht! Es soll schauerlich sein in den Lehmlöchern vorn, und ich mache mir nichts vor, daß ich nicht zittern werde unter dem Geheul der Granaten und dem Donnerschlag, wenn sie krepieren: ich gehe nicht gern zu sterben, aber ein Leben hüten, das keins ist, dies hätte ich auch nicht gekonnt!

Er ließ die gespannten Arme los und legte die Hände rechts und links auf die Lehne: Ich will dir nicht noch einmal trotzen; ich will auch nichts Böses sagen, weil ich nun weiß, wie das ist, wenn einem Böses gesagt wird. Auch habe ich gar keinen Groll. Ich sehe es klar: Du bist mit mir, ihr Eltern seid überhaupt mit uns Kindern betrogen! Ihr habt uns geliebt, und wir ließen es uns gefallen, solange wir noch nichts anderes wußten; aber dies habt ihr uns nicht gelehrt: euch zu lieben.

Ihr habt Kinder gehabt wie Spielzeug; was euer Leben war, haben wir nur durchs Schlüsselloch gesehen: wir wären aber gern dabei gewesen, um bei euch zu sein. Bei euch habt ihr uns nicht sein lassen; so ist es gar nicht wahr, daß wir in einer Familie waren! Wir sind in die Wildnis hineingewachsen, obwohl wir ein weißlackiertes Kinderzimmer hatten. Das ist der falscheste Raum des Hauses, und es sollte ihn gar nicht geben. Wir Kinder sind keine Kinder! wir sind nur ausgesperrt vom Leben, bis die Tür aufgebrochen wird. Ihr hättet uns an der Hand mit hineinnehmen sollen: diese Strenge habt ihr versäumt!

Während der Sohn das sagte, und er war schon Soldat, war es dem Fabrikanten, als wehte ein starker Wind; aber draußen stand eine stumme Frühlingskälte; und sie kam ihm näher als der Wind. Seine Ohren hatten alle Worte gehört, und in seinem Herzen hatte ein merkwürdiges Tauwetter begonnen; aber der Wind wurde kalt von Kälte, und der Fabrikant fror in einem leeren Schrecken.

So mußte er betroffen sein, als der junge Soldat, der soeben sein Sohn geworden war, aus dem Lehnstuhl aufstand und ihm die Hand reichte: Ich gebe dir die Hand zum Abschied, Vater! sagte er herzlich; und der Herr Beilharz meinte, das Eis fröhlich krachen zu hören, und es war gar kein Abgrund zwischen ihnen, sondern ein Bach, über den er hinüberspringen konnte.

Aber schon kam in den Blick des Sohnes ein schärferer Glanz, als er je darin war: Wer bist du, fremder Mann? fragte er schartig, und dann lachte er wie ein Soldat: Zu spät, alter Mann! Ich hätte dich gern kennengelernt; aber du hattest für uns keine Zeit! Nun gehe ich fort in den Krieg!

Der Fabrikant sah wohl, daß seine Lippen zu den harten Worten zitterten, die vorher so entschlossen gewesen waren. Und er wußte später, er hätte ihn am Arm greifen und zurückhalten sollen. Aber er war noch nicht fertig mit den Gedanken; nur das Herz taute auf: Mein Sohn hat mit mir gesprochen! sagte er, als die Schritte schon draußen stürmten. Er nahm sich vor, nach Tisch noch mit ihm zu sprechen und kam mit zitternder Freude nach Hause.

Aber bei Tisch war der Sohn ein anderer geworden; als hätte er all seine schweren Säcke entleert, scherzte und lachte er und klagte mit verkleideten Worten, daß sein Urlaub um wäre und der Dienst wieder begänne. Was der Fabrikant auch versuchte, er wich ihm mit immer neuen Abhaltungen aus, bis die Stunde gekommen war, daß er fort müßte. Seiner im Schmerz schwimmenden Mutter küßte er beide Hände, der Schwester den bösen Mund und dem Vater reichte er kameradschaftlich die Hand: Auf Wiedersehen! sagte er leicht und ging hinaus, als ob der Krieg eine Wanderschaft sei.

Es ging noch ein halbes Jahr, daß der Sohn heil und gesund blieb, und eines Tages war der Krieg aus. Nun ist er bald wieder da! sagte die Frau Wilhelmine, der ihr Sohn einen verlorenen Krieg wert war; aber am sechsten Tag des Waffenstillstandes kam noch die Nachricht, daß einer der letzten Schüsse den Kriegsfreiwilligen Karl Beilharz getroffen hatte. Der Krieg fand doch noch den Eingang ins Ruchberghaus, sein Opfer zu fordern, damit es nicht so abseits stehe in der Verzweiflung, die sich nun über das Land senkte.

Denn wie ein grauer Begräbnistag mit seinen Stunden nicht von der Stelle kommt, als ob auch die Trösterin Zeit sich verweigern wollte, so schleppte der verlorene Krieg nach dem Waffenstillstand seine Wochen hin in banger Erwartung und wilden Gerüchten; und auch in Unterlingen wehten die roten Fahnen des Aufruhrs.

Mit dem schweren Ernst gescheiterter Auswanderer kamen die Feldgrauen wieder in ihre Heimat; die hatte noch ihre Hügel und Dächer, ihre Landstraßen und Schilfränder am See: nur die Kinder sangen nicht mehr, und die Frauen, die an den Bahnhöfen standen, warteten mit leeren Augen und schlaffen Händen auf ein Wunder, von dem sie aus wildverweinten Nächten wußten, daß es durch kein Gebet aus dem Himmel zu reißen war.

Weine nicht, Wilhelmine! wollte der Fabrikant Anton Beilharz an einem Sonntagmorgen seine Frau trösten, als ihr wieder einmal die Tränen ungehemmt auf den Brustlatz tropften; aber sie schüttelte nur dumpf den Kopf, und als er ihr die Hand auf die Schulter legte, sah sie ihn mit einem Blick an, der ihn stracks an den Morgen vor viereinhalb Jahren erinnerte, da er ihr dieselben Worte gesagt hatte.

Und wieder wie damals gab sie Antwort: Doch, ich weine! Aber diesmal war es kein Trotz, sondern ein lang hingezogener Klagelaut, in den sich ihr Schmerz hineinwarf. Und schien es im Anfang, als jammere ein Kind um seine zerbrochene Puppe, so kläglich ertranken die Worte im Schluchzen: je mehr sie des Weinens Herr wurde, um so ungehemmter brach auch die Klage der schmerzverwirrten Frau aus, die nicht begreifen und hinnehmen konnte, was vor ihr Millionen Müttern angetan worden war, die ihren Mann und den Männerkrieg, den Kaiser und Gott anklagte, ihr den Sohn genommen zu haben, und die um ihres Verlustes willen mit der ganzen Welt haderte.

Der Fabrikant, dem sie das alles vorwarf, als ob er das Werkzeug dieser verhaderten Welt sei, hätte gegen sie aufbegehren können, daß sie selber nicht ohne Schuld wäre, wenn von Schuld nicht von Leid gesprochen werden sollte; aber seine grämliche Einsicht dachte: wenn es ihr von den Schmerzen hilft, mag sie so töricht klagen! Und während er nachher wieder einmal hinunterhumpelte, gewohnheitsmäßig nach der Sonntagspost zu sehen, gestand er sich das Ergebnis seiner schlaflosen Nächte ein.

Daß er nun keinen Nachfolger für die Fabrik besaß, war ihm längst auf eine unheimliche Weise gleichgültig geworden, wie die Trikotwarenfabrik selber. Sie gehört mir nicht mehr! konnte er sagen; und er meinte dann nicht, daß sie für den Heeresbedarf beschlagnahmt worden war — auch das hatte ja nun sein Ende gehabt —, sondern es saß die Erkenntnis seines ausgehöhlten Lebens dahinter, darin er sich selber nur noch eine Larve war.

Er hatte es sich seit jenem Abschied am Ostersonntag nicht einzugestehen gewagt, daß er heimlich auf die Wiederkehr seines Sohnes hoffte, obgleich er nicht daran glaubte. Und es war nicht der Sohn allein, auf den er diese heimliche Hoffnung trug, sondern daß er durch ihn aus der Fragwürdigkeit dieses taub gewordenen Lebens erlöst würde. Nicht für seinen Sohn, sondern mit ihm hätte jeder Brief und jede Schlußsumme wieder einen Sinn gehabt. Das alles lag nun in Frankreich begraben.

Seitdem das prahlerische Fabrikantenhaus auf dem Ruchberg keinen Sohn mehr hatte, war die Tochter Elvira seine Erbin geworden; und es sah aus, als wollte es dem Buchhalter Roderich Pellmann glücken, durch sie an die Erbschaft zu kommen. Sein Vorgänger von damals, der sich bei der Mobilmachung als Vizefeldwebel entpuppt hatte, war in Rußland verschollen; ihn aber hatte der Krieg durch allerlei Schreibstuben hochgeweht, bis er gerade recht in Unterlingen ankam, sich dem Fabrikanten als der gesuchte Buchhalter anzubieten.

Er hatte sein gutes Lehrzeugnis aus dem Frieden gerettet und in den Kriegsjahren allerlei Bescheinigungen hinzugeerntet, daß er eine empfehlenswerte Kraft sei, wo es Bücher und Listen zuverlässig zu führen gelte; auch sagte er Tante zur Frau Wilhelmine, obwohl der Grad der Verwandtschaft so gering wie sein Leibesmaß war. Er hatte für die anfällige Kleinheit seiner Gestalt einen Trost darin gefunden, daß er im Metermaß genau so groß wie Na-

poleon war; aber auch ohne diese nicht jedem sichtbare Übereinstimmung sah er mit seiner rundglasigen Hornbrille und dem auf einen schwarzen Strich rasierten Schnurrbärtchen wie ein Mann von Welt aus, den er auch in seinen Worten und Handbewegungen gern spielte, schon weil er von Karlsruhe war.

Durch seine angekramte Verwandtschaft mit der Frau Wilhelmine brauchte der kleine Herr Roderich Pellmann nicht abzuwarten, daß ihm der Fabrikant den Besuch auf dem Ruchberg erlaubte; er hatte ihn schon gemacht, ehe er seine Anstellung erhielt, und eben der Besuch am Sonntagvormittag, in jeder Beziehung vorschriftsmäßig, war der Anlaß gewesen, sie zu erhalten. In der Abwesenheit des Fabrikanten hatte er das leidvolle Herz der Frau Wilhelmine mit teilnehmenden Fragen sanft gefächelt, und der Tochter Elvira war er schon durch die Sorgfalt seiner Kleidung, mehr aber noch durch einige wegwerfende Bemerkungen über die kleinstädtische Neugier und sonstige Hinterweltlichkeit der Unterlinger annehmbar geworden; denn sie selber litt an nichts so sehr, als daß sie durch den Krieg nicht in eine Karlsruher Pension gekommen war, etwas anderes als den ewigen Ruchberg zu erleben, wie sie dem hellhörigen Besucher in der Gegenwart ihrer Mutter sagte.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Das Märchen vom Sterben.

Von Marie Diers.

Jung war sie und kam vom Juristenball. Es war ein seliger Abend gewesen, und er zitterte in allen Nerven nach. Wißt ihr, wie die Männer und die lieben Jungens, die Referendare, sie genannt hatten? — Iris. Es war alles wunderbar gewesen, von der ersten Minute an, als sie mit der Mutter den Saal betrat.

Und dann der Doktor Stechheber, der Literat, der seinen glattschwarzen Kopf vor ihr neigte, und sie tat, als sähe sie es nicht, und da stand auch schon wie aus dem Boden gewachsen einer von ihren blonden Jungens, und der sagte das Wort zum ersten Mal, das dann wie Funken weitersprang: „Iris!" Ehe sie mit ihm abschwirrte, hörten sie beide noch, wie Doktor Stechheber ihnen nachschnarrte: „Edelkitsch!"

Da hatten sie zwerchfellerschütternd gelacht. — „Edelkitsch!" War's nicht entzückend? Sie wollte gern bei dem Edelkitsch sein. Und dann sagte ihr blonder Freund verächtlich: „Doktor phil. ist der? Doktor Wenig eher." Ach, alles war so süß, so lustig, so beglückend.

Wie sie anfing, ihr zertanztes Ballkleid, an dem noch alle Seligkeiten des Abends hingen, abzustreifen — da kam's. Da kam es über sie wie aus einer unsichtbaren Schaufel geschüttet — kalt oder heiß oder beides — ein Guß, der zum Strom wurde, der sie von all den Erlebnissen der süßen Ballnacht trennte, sie ins Allein stellte — — das jähe Wissen: Wir müssen alle sterben.

Sterben — wie sie das ansah —

Es war noch gar nicht der Tod, den das junge Kind der Welt begriff. Es war erst der Vorgänger, der kühle Hauch, den er vorausschickt: das sie anspringende Begreifen der Vergänglichkeit . . .

Alles geht vorüber. Der Ball ist schon vorüber. Alles, alles verklingt, verrauscht, erlischt. Sieh, der graue Morgen steht schon hinter den Fenstern.

Ihre Erlebnisse wurden fern, unwirklich, so merkwürdig klein wie Spielfiguren. Doktor Stechheber, Iris, Edelkitsch . . Es war noch kein Schrecken, nur ein seltsam, seltsam kühles Rieseln.

Aber als sie in ihr Bettlein sank, kam der Sandmann schon. Am nächsten Morgen war der kühle Hauch verschwunden, strahlend und wirklich stand die Ballnacht wieder da, bereit, sich fortzusetzen in anderer, noch schönerer Form.

— — An ihrem Hochzeitstag kam's wieder. An der Hochzeitstafel. Es wurde schon überlaut im Saal. Sie und ihr blonder junger Gatte waren die Stillsten. Es wogte wie bunter leichter Nebel im Raum. Plötzlich rückten alle Gesichter, Gestalten, Dinge merkwürdig weit ab, wurden fern, spielzeughaft klein, unwirklich, auch der Mann neben ihr. Traumgefühl. Und darin als einziges Wirkliches, groß und breit und brutal stand das Wissen von jenem Ballmorgen: Wir müssen ja alle sterben.

Stärker als damals, klarer, eisiger. Schon der Wirkliche, der seinem Vorgänger folgt. Sterben — was ist das für ein schrecklich' Wort.

Es haben schon Millionen wie wir an der Hochzeitstafel gesessen und sind nicht mehr da. Gestorben. Keiner lebt ewig. Wir gehen alle dem Tod entgegen.

Eisige Schauer mitten im Freudenrausch, auf des Glückes Gipfel. Sie will sich zu dem Mann wenden, sich an ihn schmiegen. — Du, du bist ja da! — Es ist, als fließe ein reißender Strom zwischen ihnen. Auch er — wir sind alle allein — jeder für sich —

Minuten nur. Sie vergingen. Das Leben rollte wieder zurück in leuchtenden Wogen. Ein dunkles Pünktchen nur blieb hängen, ein Keimchen, winzig, aber mit feinen, festen Wurzelfasern.

— — Dann kam der Tod wirklich in ihre nächste Nähe. Sie hatten sie nicht umsonst Iris genannt, überzart war ihre holde Lieblichkeit, gefährdet. Es kamen Monate, in denen sie an jedem Abend fieberte. Sie sah die Angst trotz aller künstlichen Masken in den Augen ihrer Lieben flattern. Lebenshunger, unendlicher Glückshunger bäumte sich in ihr auf. Nicht weg! Nicht von euch! Ich habe ja noch gar nicht richtig gelebt! Ich will Kinder, ich will volles, strahlendes Familienglück! Nicht ins furchtbare Allein, ins schwarze Loch, zugeschüttet werden! Nein, nein, helft mir! Laßt mich nicht sterben!

Es war ganz, ganz anders als ihre ersten scheuen, fernen Berührungen mit dem sagenhaften Tod. Nichts Traumhaftes, Spielzeughaftes, etwas Nahes, Schreckhaftes, das lebendige Wehren gegen die Vernichtung.

Der Tod zog sich zurück. In kostspieligen Kuren und Reisen wurde sie ihrem schleichenden Leiden abgerungen. Sie genas völlig. Leben umflutete sie wieder in seinen vollsten Strömen. Das Grauen blieb lange, durchschrillte zuweilen ihre Nächte. Aber sie war nie allein. Mannesliebe trug sie durch die schwarzen Wasser. Dann kam der Tag, an dem der Arzt ihr sagte, sie dürfe Kinder haben.

— — Wie fest, wie fest binden wir uns alle an das Leben, und doch müssen wir es einmal lassen. Ist das nicht ein Widersinn, oder —?

Philosophie kam, berührte den dunklen Punkt in der Tiefe, vor dem der Instinkt gesunder Tage sich fortbäumt. Der Mann in der Vollkraft seiner Jahre duldete es halb unbehaglich, daß sie sich mit geistreichen Freunden über Tod und Fortleben unterhielt. Es tat ihr wohl. Die dunkle Masse in ihr löste sich in Spekulationen auf. Die Ideen des Kosmos traten in ihr Gesichtsfeld. Die Rosenkreutzer, Parazelsus, Kepler, Goethe, Schopenhauer, die Wiederverkörperungslehre der Theosophen wurden ihr geläufige Begriffe. Selbst im Kreise ihrer Kinder umspielten sie diese Ideen, sie hatten eine anmutige, lächelnde Form gewonnen, die auch ihr Gatte sich gefallen ließ.

Die wilde Angst vor dem Sterben war allmählich übergegangen in eine Versöhnung mit den letzten Gedanken, gewonnen über die blumenbekränzte Brücke der Dichtkunst und der Freundschaft.

— — Dann kam der wirkliche Tod in ihr Leben. Er brach die holdeste Blüte in ihren Händen, ihr jüngstes Kind, er holte ihre Mutter, er riß ihren ältesten Buben aus tobendem Jugendspiel durch einen Sturz in seine kalten Arme. Da mußte sie, die Zarte, immer Geschonte, auf Händen Getragene, den starken Mann stützen, mit ihrer belächelten Philosophie, die im tiefsten Untergrunde Religion ist, Gott suchen über den Gipfeln gebundenen Menschentums. Da hat sich das einst so schutzsuchend schwache Herz an die Hoheit, die Unergründlichkeit, die Gnade des Sterbens gewöhnt.

— — Das ist alles nun vorüber.

Was sie an jenem Ballmorgen auffing in unvorbereiteter Seele, hat sich jetzt alles erfüllt. Von den jungen lachenden Augen, die sie damals umstrahlten, blicken wenige nur noch in die Welt. Auch über dem glattschwarzen Kopf des Literaten Doktor Stechheber grünt der Hügel, und hin und wieder liegt ein Kranz darauf, das würde er vielleicht auch Edelkitsch nennen. Einst hat ihr Mann sie schützen sollen vor dem schauerlichen Begriffe Tod, jetzt ist er ihm selber gefolgt und ließ sie in Trauer, aber ohne Grauen zurück.

Denn das Sterben hat sich jetzt für sie in ein holdes Märchen verwandelt.

Ihre Kinder sind groß, verheiratet, weg von ihr. Was tut eine Frau ohne einen Lebensinhalt, der ihre Tage nicht nur scheinbar füllt? der ihr noch das Bewußtsein läßt, nützlich zu sein auf Erden?

Siehe, sie spinnt an dem süßen Märchen vom Sterben. Denn viel Liebes hat sie schon jenseits der Pforte, hinter der das exakte Wissen aufhört. Sie möchte nur nicht ein langes Siechtum haben. Nein, etwa, daß sie ihren lebensvollen Töchtern das häusliche Leben stören würde und sich selber in menschlicher Erniedrigung zeigen müßte . . .

Nein, das will sie nicht, und das wird sie nicht. Man kann heute noch Berge versetzen durch Glauben und Willen.

Aber der Tod griff an ihr vorbei, und da sind in ihrem Alter Stunden gekommen, da lag ihre hohe Philosophie wie ein Häufchen Dreck am Boden. Denn es kam der Krieg und mit ihm ein millionenfaches Sterben jungen, jungen Lebens. Und darin fiel auch ihr jetzt ältester Sohn und zog seine verzweifelte Frau nach sich. Fünf Waislein schrien nach der Großmutter.

Da hat — da hat sie erst das andere Leben wieder lernen müssen. Ihr wundersames Gespinst, an dem sie webte in ihren einsamen Jahren, hat sie einwickeln und zu unterst in ihrer Truhe verstauen müssen. Denn jetzt hieß es, alle Lebensmüdigkeit verjagen, mit alten Knochen wieder treppauf, treppab traben, sich die Nächte um die Ohren schlagen und tagsüber hellwach auf dem Posten sein.

Sie hatte längst vergessen, wie Säuglinge zu windeln sind, was man mit einer Göre anstellt, die sich plötzlich mitten in der Stube laut heulend erbricht, wie man die ersten Schreibtatzen des Vorschulkleppers betreut, und sie hatte auch wohl gemeint, das könne keiner von ihrer ehrwürdigen Person verlangen, daß sie sich an solchen Murks noch erinnere.

Das süße Märchen vom Sterben muß vorläufig noch still in der alten Truhe liegen bleiben; herausgehen wird es schon von selbst, wenn es an der Zeit ist, und dann wird sie es ja auch von Herzen und mit gutem Gewissen willkommen heißen können.

---

# Zweimal Ramsens Hund.

Ein Hund bellt die halbe Nacht. Ramsens Hund.

„Ekelhafter Köter!" schimpft Sabine, unfähig, ihre Augen zuzudrücken. Sicherlich ist dieser vorwitzige Lärmer schwarz und weiß gefleckt. Pfui Teufel! Schwarzweiße Tiere mag sie auf den Tod nicht leiden. Aber natürlich, jener Hundehalter leidet an Geschmacksverirrung. Überhaupt Ramsen! Wer wird das schon sein? Ein griesgrämiger Hagestolz in ewig schlurfenden Pantoffeln.

Sabine flieht der Schlummer. Ihr Körper lechzt nach Ruhe, zumal der Reisetag ermüdend war. Tante Ida, freundliche Gastgeberin, hat sie vorhin beim Gutenachtkuß zu besänftigen gesucht: „Laß dich nicht stören, Liebling! Das ist Ramsens Hund." Ein wohlgemeinter Rat. Wenn jetzt, wie zu den arg geplagten Wesen aus der Märchenwelt, das Heinzelmännchen käme und tröstend einen Wunsch gestattete, Sabine wüßte ihr Begehr: „Ramsen mitsamt seinem Köter soll zur Hölle fahren!"

Anderntags hält Tante Ida Kaffeeklatsch. Das Mädchen fühlt sich überflüssig und tänzelt in den Wald. Bisweilen lugt ein Reh aus dem Gehölz. Rotbraune Kätzchen turnen in den Haselbäumen. Sabine jauchzt und singt. Es folgt ein Schläfchen auf dem Moos, ohne Ramsensches Gebell! Doch als es dämmerig wird, steht sie vor einem Netz von Wegen, und es ist niemand da, der es entwirren möchte. Hallo, dort schimpft ein Hund. Sabine läuft dem Schall entgegen. Aus dichtem Laubwald tritt der Jäger, sehr jung und schmuck von Antlitz und Gestalt. Sabine hat Bedenken. Es ist nicht schicklich, Fremde anzureden. Ein Weilchen schämt sie sich verstohlen. Schließlich, Not kennt kein Gebot, zu Hause ängstigt sich die Tante. Verlegen knickst sie nieder, trotz ihrer achtzehnundeinviertel Jahre: „Ich bin im Dorfkrug bei Frau Ida Wegner zu Besuch und . . . und . . ." — „Verlaufen?" hilft der Mann belustigt. „Ich glaubte, die Waldesfee persönlich sei mir gnädig." Er hat eine wirklich angenehme Stimme. Sabine faltet wie entzückt die Hände. — „Na, dann wollen wir kehrtmachen, kleines Fräulein, damit sich die Frau Tante nicht sorgt." Er legt die Finger an die Lippen. Filinchen!!!" Von irgendwo tollt ein Hund heran. Struppig. Schwarz und weiß gefleckt. Sabine streichelt voll Inbrunst seine Haare. Zu sonderbar, daß sie ihn reizend findet.

Der Jäger plaudert wie ein bester Freund. Und morgen will er ihr die Gegend zeigen, morgen, übermorgen, immer . . .

Dann liegt der Dorfkrug blaß im Mondenlicht. „Hier bin ich", sagt Sabine. Filinchen kuscht sich artig nieder und hebt zum Nachtgruß die beschmutzte Pfote. Der Mann weist lächelnd auf das Nachbarhaus. „Verzeihung, ich vergaß: Ramsen, Eduard Ramsen, — oder Edu?"

— — —

Der Hund bellt die halbe Nacht. Ramsens Hund.

„Reizendes Filinchen", raunt ein Jemand in dem Gästezimmer. „Schwarz und weiß gefleckt. Wachsam wie . . . ja, wie ein Jäger" Das ist das höchste Lob. „Ramsen hat Geschmack. Überhaupt Ramsen! Ein fabelhafter Kerl!

Sabine schlägt die Augen zu und sinkt in einen rosenroten Traumesschlaf.



## Bunte Chronik



**England, Deutschland und Frankreich im italienischen Sprichwort.**

In einer älteren interessanten Sammlung „Italienische Sprichwörter im deutschen Gewande" (Sapienza Italiana in Bocca Alemanna), das der Verfasser noch seinem alten Jugendfreunde und Jugendgenossen Dr. Josef Victor Scheffel gewidmet hat, finden sich unter vielen ergötzlichen und bezeichnenden Sprichwörtern des italienischen Volkes auch einige, welche das Wesen der hauptsächlichsten europäischen Nationen in volkstümlicher, oft drolliger und bildreicher Weise kennzeichnen.

Da heißt es zunächst über England, mit dem sich die Italiener ja gerade heute in nicht sehr freundlicher Stimmung beschäftigen: „England ist ein Paradies für die Frauen, ein Fegefeuer für die Männer, eine Hölle für die Pferde." Dann aus einer heute abgeschlossenen Vergangenheit stammend: „Wer England möchte gern besiegen, muß erst mit Irland Fehde kriegen." Von einem tiefverwurzelten Respekt zeugt folgendes Wort: „Mit aller Welt Krieg und mit England Frieden!" (Guerra con tutto il mondo e pace con l'Inghilterra!). Und zum Schluß eine außerordentlich wichtige Beobachtung. „Ein italienisierter Engländer ist ein eingefleischter Teufel." Diese Beobachtung gilt übrigens nicht nur für den Engländer, sondern überhaupt für den nordischen Menschen, der in Italien sein nordisches Wesen aufgegeben hat. Wir finden also sofort das Gegenstück: „Ein italienisierter Deutscher ist ein doppelter Teufel." Im übrigen wird über die Deutschen sprichwörtlich folgendes ausgesagt: „Die Deutschen haben mehr Wissen im Kopf, als Worte im Maul." Weniger verständlich ist es, wenn es gleich danach heißt: „Die Deutschen haben ihren Witz im Finger", was wohl auf die technische Begabung der Deutschen hinweisen soll.

Daß die Italiener nicht immer so gut Freund mit den Franzosen waren, wie etwa heute, besagen die Sprichwörter: „Attila die Geißel Gottes und die Franzosen seine Brüder", und in etwas anderer Form auch: „Den Franzosen zum Freund, aber nicht zum Nachbarn!"



## Lustige Ecke



**Prompte Erledigung.**

Der Installateur läutet bei Müllers: „Ich komme wegen des geborstenen Rohres."

„Ich habe niemand bestellt."

„Sie sind doch Frau Weber?"

„Nein, Webers sind vor zwei Monaten fortgezogen!"

„Nette Leute! Erst bestellen sie einen und dann ziehen sie ohne weiteres um!"

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.